

Interventionen 2017 - Diversity in Arts & Education

Interview mit Carmen Mörsch

Zum Workshop: Kunstvermittlung, Kunstpädagogik, Kulturelle Bildung dekolonisieren

Moderation: Yasmina Bellouar

Carmen Mörsch: Mein Name ist Carmen Mörsch und ich bin von der Ausbildung her Künstlerin, Kulturwissenschaftlerin und Kunstvermittlerin. Inzwischen leite ich seit nunmehr 9 Jahren das Institute for Art Education an der Zürcher Hochschule der Künste. Das ist ein Forschungsinstitut, das im Bereich kulturelle Bildung, Kunstvermittlung und Kunstunterricht Forschung und Entwicklung betreibt.

Dekolonisierung meint: Befreiung von Unterdrückungsverhältnissen

Yasmina Bellouar: Wie ist denn für dich der Begriff „Dekolonisierung“ zu verstehen – gerade im Bereich der kulturellen Bildung?

Carmen Mörsch: Ich arbeite selber nicht mit dem Begriff, ohne ihn gleichzeitig durchzustreichen, weil ich glaube, dass der im Moment inflationär verwendet wird. Es gibt kaum eine Veranstaltung, die ohne ihn auskommt. Er wird aus meiner Sicht häufig metaphorisch verwendet und ungenau, also er wird quasi angeeignet und entleert. Ich habe mir mal angeschaut, was bei den Veranstaltungen gemacht wird, und häufig wird er fast gleichgesetzt mit „Internationalisierung“. Ich versuche ihn, wenn, dann sehr streng zu verwenden. Für mich bedeutet er erst einmal, dass er nicht mir gehört, als eine, die historisch gesehen auf der Kolonisten-Seite ist, sondern den Kolonisierten. Weil es immer um einen Kampf geht, um Befreiung von Unterdrückungsverhältnissen, von kapitalistischen, neokolonialen Ausbeutungsverhältnissen. Und dass man eigentlich den Begriff nur verwenden darf oder sollte, wenn man wirklich auch das meint. Konkret in unserem Kontext und in der kulturellen Bildung würde ich sagen, kann man ihn nicht im Munde führen, wenn man sich nicht darüber bewusst ist, dass wir in postkolonialen und neokolonialen Verhältnissen leben, dass wir eine Migrationsgesellschaft sind. Es gilt, sich in diesen Kämpfen zu solidarisieren und sie auch zu den eigenen Kämpfen zu machen. Sich anti-diskriminatorisch und diskriminierungskritisch zu verhalten – und auch so zu denken. Und anzuerkennen, dass es kein ahistorischer Begriff ist, sondern dass der Begriff, je nachdem in welchen kolonialen Kontext man schaut oder welche Kolonialgeschichte, jeweils in einem Kontext nachwirkt, etwas völlig anderes bedeutet. Deshalb benutze ich ihn, wenn überhaupt, dann eigentlich nur durchgestrichen, in dem Sinne, dass er präsent ist, dass er so etwas bildet, wie einen Ausgangspunkt und eine Horizontlinie. Gleichzeitig aber durch den Durchstrich auch die Unmöglichkeit der Aufgabe deutlich zu machen, gerade, wenn ich damit operiere, von einer Mehrheits-*weißen* Position aus.

Solidarität ist trainierbar

Yasmina Bellouar: Du hast gerade gesprochen von der Unmöglichkeit des Begriffes, oder wie leer der Begriff teilweise benutzt wird und unterschiedlich gefüllt wird, je nach Position oder auch, was man daraus machen möchte. Du hast davon gesprochen, wie es ist, als jemand, der aus einer Mehrheitsgesellschaft heraus sprechen kann, was da für Möglichkeiten sein können oder aber auch nicht sein können, mit einer gewissen Bewusstseinschaffung. Was glaubst du, gerade als

privilegierte Person, wie solidarisch kann man sein? Kann man überhaupt solidarisch sein und was für eine machtkritische Praxis ist denn überhaupt möglich?

Carmen Mörsch: Was ich beobachte, ist, dass es häufig mittlerweile bei mehrheitsangehörigen Menschen einen Wissensaufbau gibt, dass sie sozusagen die Begrifflichkeiten vom Kritischen *Weiß-*Sein beherrschen und auch wiedergeben können und passend kontextuell, semantisch korrekt einbringen können, dass sich aber an den Dominanzverhältnissen dadurch nichts ändert. Deswegen bin ich davon überzeugt und versuche, meine Arbeit auch gerade dem zu widmen, dass es zusätzlich zum Wissensaufbau ganz dringend auch der Handlungsebene und der emotionalen Ebene bedarf, im Sinne von einem Willen zur Veränderung. Wenn das gegeben ist, ist man aber trotzdem in einem Dilemma. Wenn man jetzt, zum Beispiel in meinem Bereich der kulturellen Bildung, sagt: „Ich arbeite mit dieser Perspektive, ich bin mir über die Dominanzverhältnisse in denen ich arbeite, bewusst und ich will aktiv daran arbeiten, die zu verändern.“ Dann bin ich immer noch in dem Dilemma, das ist jetzt die Perspektive der kritischen Pädagogik, dass der Agens bei mir liegt, also dass ich in der dominanten Position die Handlungsmacht gebe oder habe und auch verteile. Für mich bedeutet, aus meiner Position heraus diese Arbeit zu tun, sowas wie eine Gratwanderung. Ich arbeite zurzeit mit einer neuen Konzeptmetapher, also für mich neu, die ich „postkoloniale Enthaltbarkeit“ nenne. Damit meine ich, dass es genauso viel darum geht, wenn man versucht diese Arbeit zu tun, still zu sein, nicht zu handeln, Platz zu machen, vielleicht auch mal wegzugehen, wenn es gerade wichtig ist, dass Leute unter sich sind, wie es wichtig ist, parteilich zu sein, die Stimme zu heben, Gewalt zu unterbrechen und zu benennen, wenn sie passiert. Das ist miteinander verschränkt. Das sind quasi die zwei Seiten der Medaille, was es heißt, in dem Feld diskriminierungskritisch zu agieren. Ich glaube, dass es dafür keine Regeln gibt, sondern dass das ist wie ein Muskel, den man trainieren muss, und wo es auch kein perfektes Handeln gibt. Aber ich finde es wichtig zu sagen, dass es nicht unmöglich ist. Es ist harte Arbeit, aber es ist nicht unmöglich. Denn es ist auch eine Abwehrreaktion, zu sagen: „also ich kann da nichts machen“. Spivak hat gesagt: „Do your homework“, als ein junger *weißer* Mann zu ihr gesagt hat: „Was soll ich denn als *weißer* Mann tun?“ Ich glaube, es geht sowieso nur zusammen in der Gesellschaft. Im Sinne von: Die Dominanzverhältnisse lösen sich ja nicht in Luft auf. Es geht darum, sehr präzise zu gucken, was ist jetzt gerade das Beste. Und möglicherweise nicht nur allein zu gucken, sondern in der kommunikativen Validierung, also im Austausch mit anderen. Man kann ja auch mal fragen, was jetzt vielleicht gerade das Beste ist. Aber was für mich wichtig ist – um die lange Rede kurz zusammenzufassen: Ich finde, ja, es geht, aber es kann nicht nur im Handeln liegen, sondern es liegt auch genauso viel im Nicht-Handeln. Und es ist immer in diesem Spannungsverhältnis von Handeln und Nicht-Handeln, Raum-Nehmen und Raum-Geben, im Raum nicht auftauchen, Sprechen, Nicht-Sprechen. Damit bewusst umzugehen, mit dem, was das jeweils macht.

Eigene Sicherheiten aufgeben, Selbst-Reflektion wagen

Yasmina Bellouar: Du hast eben, als du von Dekolonisierung gesprochen hast, nochmal die unterschiedlichen Kolonialgeschichten benannt, oder nicht benannt, sondern gesagt, dass man drauf achten sollte. Wie wichtig ist denn auch gerade dieser Kontext in der solidarischen Arbeit?

Carmen Mörsch: Was meinst du genau mit diesem Kontext?

Yasmina Bellouar: Dass man verschiedene Kontexte beleuchtet oder auch unterschiedlich agieren muss, bzw. kann, je nach Person, je nach Gruppe, je nach Kontext, in dem man sich bewegt.

Carmen Mörsch: Ich glaube, auch das ist wieder eine Gratwanderung. Vorhin, als ich gesagt habe, dass, wenn man den Begriff Dekolonisierung verwendet, man sich bewusst darüber sein sollte, dass der in verschiedenen Kontexten etwas unterschiedliches bedeutet, damit meinte ich nicht, im Sinne von einem Cultural Intelligence Concept: „ich lerne das jetzt alles und dann weiß ich, wie ich jeweils mit jemandem aus einem bestimmten Kontext umgehen kann oder muss“. Also so meinte ich das auf keinen Fall. Eher, dass sich der Begriff nicht mal eben so aneignen lässt und entleeren und dann mit den eigenen Interessen und Begehrlichkeiten füllen lässt, weil der jeweils spezifisch ist. Ich finde, dass die Frage nach dem „Wissen über“, die du ja stellst, eben auch wieder so eine Gratwanderung ist. Ich glaube, dass wichtig ist, dafür sensibilisiert zu sein, dass ich nicht einfach meine eigenen Werte und Normen, die ich mit mir herumtrage, anderen Leuten überstülpe und ihr Handeln und Sprechen danach bemesse. Auf der anderen Seite glaube ich auch nicht daran, dass man irgendein Gegenüber endgültig verstehen kann. Das gilt für mich von meinem eigenen Denken her nicht nur für Menschen, die aus anderen Regionen kommen oder wenn ich in einer anderen Region bin, sondern auch Leute aus meinem Herkunftsdorf kann ich nicht komplett durchschauen oder verstehen. Insofern ist es auch da wieder eigentlich ähnlich wie ich vorhin gesagt habe. Ich bin davon überzeugt, dass die beste Haltung die ist – Nana [Adusei-Poku] benutzt das Zitat von Stuart Hall [Korrektur: James Baldwin], wo es darum geht, „the end of safety...“ – dass man sich selbst in einem kognitiven und emotionalen Raum wähnt, wo es die Sicherheiten nicht mehr gibt. Wo es weder ein korrektes Handeln noch ein totales Wissen noch ein totales Verstehen gibt, sondern, dass es sich dabei immer um Prozesse, um Aushandlungsprozesse handelt, in denen ich mich ständig selbst mit reflektieren muss. Beantwortet das deine Frage?

Yasmina Bellouar: Total. Es war ja auch eher eine provokative Frage. Vielen Dank!

Abspann/Infos zum Video:

22.-24.06.2017

Interventionen - Diversity in Arts & Education

Tagung & Festival

www.interventionen-berlin.de

Gefördert von: Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien Senatsverwaltung für Kultur und Europa

Ein Projekt von: Kulturprojekte Berlin

Filmed & edited by Irene Izquierdo